

W Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 6.

Freitag, 8. Januar

1926.

(5. Fortsetzung.)

Die Lampe mit dem roten Schirm.

Roman von Otto Schwerin.

(Nachdruck verboten.)

„Nun gut. — Ich habe nun einige Fragen an Sie zu stellen, Herr Binerto, die mit dem heutigen Vorfall direkt im Zusammenhang stehen. — Sie waren doch wohl, wie immer, auch gestern in Ihrer Loge?“

„Jawohl.“

„Erinnern Sie sich, ob Herr von Prohaska gestern abend nach halb sechs Uhr ausgegangen ist?“

„Zu dienen, Herr Oberkommissar. Er ist nicht ausgegangen.“

„Aber Besuch hat er bekommen?“

„Jawohl. Das hat er. Gegen sechs Uhr kam a junge Dame und später wird wohl auch a junger Mann kommen sein.“

„Herr Binerto“, sagte Wondra ernst, „die Antwort auf meine Frage ist hochwichtig. Unter Umständen hängt die ganze fernere Untersuchung des Falles Prohaska davon ab. Ich muß Sie daher schon bitten, sich zu dieser Frage etwas deutlicher und präziser zu äußern.“

„Also hören's an, Herr Oberkommissar. Gegen halb sechs is die gnä Frau von oben ausgegangen.“

„Pardon. Sie meinen Frau Bergholzer, wenn ich recht verstehe.“

„Wohl, wohl, die mein i. Sie hat den Hut aufgehabt und ging in der Richtung nach dem Korsö weg. Wenige Minuten später is die Mizzi, was das Kuchelmael is, kommen mit nem Brief in der Hand.“

„Herr Binerto“, hat sie lustig g'sagt, „i hab vom Alten über Zeit bekommen und geh jetzt meinen Schatz abholen.“

„Na, sag i“, und deut lachend auf einen Brief, den's in der Hand halten tut, „wenn's jetzt erst schreiben, dann wird er aber heut abend nit mehr rechtzeitig femma können.“ Da lacht die Mizzi. „Aber was dentken's, der Brief is doch net für mein Giovanni, der is für den jungen gnä Herrn in Jaroslau. Er ist rekommandiert, der Brief, und i muß mi sputen, daß i noch schnell auf die Post komm.“ Da is die Mizzi gangen.

Vielleicht fünf Minuten später geht die Haustür und a junge, fesche, große Dame betritt das Haus. Sie geht stolz an mit vorbei. Wenige Sekunden später hört i sie an der Tür beim Herrn von Prohaska klingeln. Ich war a bissel neugierig und hab die Ohren spitzt, hab aber nur bemerkt, daß Herr von Prohaska selbst geöffnet und die Dame einig'lassen hat.“

„Sie haben die Stimme des Feldmarschalleutnants mit aller Bestimmtheit erkannt?“

„Ganz bestimmt. Er sprach einige begrüßende Worte in italienischer Sprache.“

„Kannten Sie die Dame?“

„Nur vom Ansehen, denn sie war am Sonntagvormittag schon mal hier g'wesen.“

„Und vorher haben Sie die Dame nie gesehen?“

„Vorher niemals.“

„Wie hat denn die Dame ausgesehen?“

„Genau, Herr Oberkommissar, hab i ihr nie ins Gesicht schauen können. Bald sie durch die Haustüre einkommen is, war ihr Gesicht doch immer im Schatten,

und beim Treppensteigen hab i sie nur von hinten beobachten können.“

„Nun, beim Verlassen der Wohnung mußte sie aber doch wieder an Ihrer Loge vorbei?“

„Das ist eh richtig, Herr Oberkommissar, aber i war zufällig nie da, wenn die Dame fortgegangen is.“

„Hat denn das Haus einen zweiten Ausgang?“

„Nein“, sagte Binerto. „Aber am Sonntagfrüh bin i in die Kirchen gangen, kurz nachdem die Dame kommt is, und als i j'rußlom, war sie wahrscheinlich schon wieder weg.“ „Nun, und gestern abend?“

„Ja, gestern abend“, wiederholte Binerto zögernd, „ist sie, wie g'sagt, gegen sechs Uhr kommen. Bis acht Uhr bin i in meiner Logen g'sessen und dann zum Nachtmahl aufgängen. Um halb neun bin i wieder abi kommen und Punkt neun hab i das Haus zug'sperrt. Aber fortgehen hab i die Dame nit gesehn.“

„Wie ich aus Ihrer Außerung schließe, mutmaßen Sie, daß die Dame in der halben Stunde, während welcher Sie beim Essen waren, also zwischen acht und einhalbneun Uhr das Haus verlassen hat.“

„Jawohl, Herr Oberkommissar, das muß so g'wesen sein.“

„Es gibt aber auch noch andere Möglichkeiten, Herr Binerto. So kann die Dame mit einem Schlüssel, den ihr Herr von Prohaska gegeben hat, später selbst aufgesperrt haben oder, was auch möglich ist, Herr von Prohaska hat ihr nach neun Uhr selbst das Haus aufgeschlossen?“

„Jawohl, das ist auch möglich, gab Binerto zögernd zu.“

„Können Sie das Äußere der Frau genauer beschreiben?“

„Jawohl, so ziemlich. Sie war groß und schlank, hatte wahrscheinlich schwarze Haare und trug nen weißen dichten Schleier. Daher konnt i das Gesicht nit unterscheiden. Sie hatt' ne schlanke, biegsame Figur, und war fesch, sehr fesch angezogen. I holt sie für ne Italienerin.“

„Woraus schließen Sie das?“

„Mein Gott, Herr Oberkommissar. So etwas sieht man doch. Ne Deutsche kleidet sich anders. Außerdem hab i ganz deutlich g'hört, daß Herr von Prohaska Italienisch mit ihr g'sprochen hat, wie er ihr die Vorplatte aufg'sperrt hat.“

„Sie haben natürlich keine Ahnung, wer die Dame sein könnte, und was Sie bei Herrn von Prohaska gewollt hat?“

Binerto schüttelte zögernd den Kopf, konnte aber trotz des Ernstes der Lage ein leises, etwas molantes Lächeln nicht ganz unterdrücken, was dem Polizeibeamten natürlich nicht entging.

„Nun, so reden Sie doch. Was soll das Lächeln bedeuten?“

„I will nit g'sagt haben, Herr Oberkommissar“, erwiderte Binerto langsam. „Was die Dame beim Herrn Feldmarschalleutnant g'wollt hat, ann i beim besten Willen mit Bestimmtheit nit wissen, aber — — man hat doch schließlich so seine Gedanken.“

„Ich verstehe Sie nicht. Hier müssen Sie schon deutlicher reden. Auf Rätselräten bin ich doch nicht geeicht.“

Binerto fragte sich den Kopf.

„Schauen's, Herr Oberkommissar. Der Herr von Prohaska war gewiß kein Jüngling mehr, er hatte schon mehr als sechzig Jahre auf dem Buckel, aber mancher hat mit siebzig Jahren noch a jüngeres Herz als ein anderer mit vierzig Jahren.“

„Aha!“ sagte Wondra. „Ich glaube zu verstehen. Sie wollen wohl zum Ausdruck bringen, daß Sie hinter dem Besuch der Frau ein galantes Abenteuer vermuten?“

„Jawohl, so etwas Ähnliches hab i wohl iagn' wollen.“

„Hm“, machte Wondra. „Haben Sie Beweise für diese Behauptung? Hat Herr von Prohaska einen unsittlichen oder unmoralischen Lebenswandel geführt?“

„Aber na! Herr Oberkommissar. Das hab i natürliche grad nit iagn' wollen. Unmoralisch ist zuviel g'sagt. Er war trotz seines Alters noch ein fescher Herr, immer tadellos, manchmal sogar a bissel gigerhaft gekleidet. Daz er die Frauen noch gern g'sehen hat, mag sicher sein. Aber unmoralisch? Na, das war er eh net g'wesen. Mein Gott! Niemand konnt's ihm schließlich verübeln, wenn er ab und zu mal gern a junges, fesches Madel abhüllerl hat. Er war seit langen Jahren Witwer und seinem Menschen Rechenschaft schuldig.“

Wondra schüttelte ernst den Kopf.

„Ihre Angaben, Herr Binerto, sind zu allgemein. Ich muß Sie schon bitten, sich ein wenig bestimmter ausdrücken zu wollen. Haben Sie die Beobachtung gemacht, daß Herr von Prohaska öfters Damenbesuch empfangen hat?“

„Damenbesuch?“ wiederholte Binerto zögernd, „hat er in seiner Wohnung, mit meinem Wissen, eigentlich nie empfangen, bis auf Sonntag und gestern. Aber daß er so a flaans Verhältnis mit ner Tänzerin oder Theaterdame unterhalten haben soll, wird allgemein erzählt.“

„Bestimmtes wissen Sie aber nicht?“

„Rein. Es wird halt so viel g'sprochen. Gar so groß ist Triest nit, und der Herr Feldmarschalleutnant Ritter von Prohaska war halt doch a zu bekannte Persönlichkeit. Man hat mancherlei getuschelt. Nichts Unehrenhaftes, — beiseite nit. — Er soll a Verhältnis g'habt hab'n mit ner Tänzerin vom Teatro Alssieri oder Teatro Jenice, vielleicht auch zwei. Aber was an der Rederei wahr ist, und was nit, das weiß i net, Herr Oberkommissar.“

„Sie hatten aber das Empfinden, daß die Dame, die gestern kam, so eine Art von — iagen wir mal Verhältnis — des alten Herrn sein mußte.“

„Oßengestanden, ja, Herr Oberkommissar. Das hab i denkt.“

„Auf welche Tatsachen stützen sich Ihre dahingehenden Vermutungen?“

„Na, erstens hat die Dame doch so a bissel nach Theater ausg'schaut. Sie war a bissel zu fesch und stark parfümiert. Und dann, nun mir ist's aufgefallen, daß die gnä Frau um halb sechs weggegangen ist, und a paar Minuten später hat der Herr Feldmarschalleutnant auch noch die Mizzi aus dem Haus g'schafft. Da hab i mir die Sachen dann so zusammengereimt, daß er hat allein sein wollen, um bei dem Stellbichein mit der Dame nit gestört zu werden.“

Kommissar Wondra schwieg und warf seinem Wachmeister, der sich ruhig Notizen machte, einen kurzen Blick zu.

„Das alte „cherchez la femme“ sagte er leise.

„Befehlen, Herr Oberkommissar?“ fragte der Wachmeister, denn er hatte den Sinn der französischen Worte natürlich nicht verstanden.

„Haben Sie das alles notiert?“ fragte Wondra.

„Jawohl, Herr Oberkommissar.“

Wondra spielte mit seiner Uhrkette. „Wieweit die Annahme des Herrn Binerto, ein galantes Abenteuer betreffend, richtig ist“, sagte er, „muß die weitere Untersuchung ergeben. Sie hat manche Wahrscheinlichkeit für

sich. — Noch etwas, Herr Binerto. Sie haben das Äußere der Frau ziemlich genau beschrieben; erinnern Sie sich auch der Kleidung, des Hutes usw.?“

„Ja“, sagte Binerto, „so ziemlich. Sie hat ein dunkelblaues oder schwarzes Kostüm g'tragen, aus weichem Seidenstoff, schwarze Lackstiefel mit ganz hohen Absätzen, und ein kleines, auch blaues oder schwarzes Hüttel, mit weissem, dichten Schleier.“

„Hat sie einen etwas auffallenden, um nicht zu sagen unsölden, kolottenmäßigen Eindruck gemacht?“

„Nein, das eigentlich nicht“, antwortete Binerto langsam. „Sie war fesch, sehr fesch, vielleicht a bissel zu sehr, aber kolotten-, das heißt wohl dirnenmäßig, hat sie nit ausg'schaut. Das konnt i mit dem besten Willen nit behaupten. A bissel arg parfümiert war sie halt, aber mein Gott, das lieben die Italienerinnen ja so sehr, und a Italienerin ist sie bestimmt g'wesen.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Frau des Räuberhauptmanns

Von H. v. Kölle.

Inmitten des dichten Urwalds, der die Höhenzüge des Tarnow er Balkans bedeckt, liegt das Dorf Suleimankieu. Auf neun nahe zusammenliegenden Hügeln befinden sich die neun Gehöfte, aus denen der Ort besteht. Sie sind umgeben von mächtigen Laub- und Nadelbäumen, die ihre Kronen vereinen über den undringlichen Schlingpflanzen und Lorbeersträuchern, die den steinigen Boden bedecken. Der Zugang ist nur dem ganz Ortskundigen möglich. Jedes Gehöft bildet eine kleine Burg, umfriedet mit einem hohen Bretterzaun. Die Gebäude sind halbzweistöckig und nur notdürftig ausgedeckt. Ganz Suleimankieu ist ein berüchtigtes Räuberfest. Alle männlichen Einwohner gehören der Bande des mächtigen Räuberhauptmanns Ahmed Effendi an. Er ist seit Jahren der Schrecken der ganzen Gegend. Unter türkischer Herrschaft hat man ihn schalten und walten lassen. Ahmed bewohnt das größte und stärkste Gehöft auf dem steilsten Hügel. Er ist ein finsterner Mann mit rohen Zügen und lebhaften, stechenden Augen. Er trägt die Rübe des Allmächtigen zur Schau, des Herrn über Leben und Tod seiner Mitmenschen. Ahmed hat ein hübsches junges Weib, trotzdem er selbst schon ein Flinsäger ist. Seine älteren Frauen hatte er davongelegt, um die junge, schöne Aischeh heimzuführen.

Nach dem russisch-türkischen Kriege, als das Fürstentum Bulgarien entstanden war, wurde es die Aufgabe der neuen Fürstlichen Regierung, dem Räuberbewegen im Lande ein Ende zu machen, und in allen von Räuberbanden heimgesuchten Gegenden wurde durch bulgarisches Militär ein Kampf auf Leben und Tod gegen die mächtigen Räuberbanden geführt. Viele von ihnen strecten von selbst die Waffen, aber manch alter Räuberhauptmann nahm mit seinen Getreuen den Kampf auf. Zu solchen gehörte Ahmed Effendi in Suleimankieu.

Es war im August des Jahres 1882, als auch die Gegend um Tarnow von den Räubern gefäßert werden sollte. Ahmed hatte durch seine Spione sofort erfahren, daß in seinen Nachbargrund eine Schwadron Kavallerie entsandt worden war. Er ließ sich jedoch dadurch nicht abschrecken, setzte sein blutiges Handwerk fort und technete damit, daß sein Felsennest unerreichbar sei. Die einzige Sorge, die ihn quälte, war die um sein junges Weib. Bevor er zu seinem letzten Unternehmen azzog, batte er einen alten Bewohner von Suleimankieu zum Hüttel der zurückbleibenden Frauen eingestellt, die auf seine Anordnung sich jeden Abend bei Aischeh versammeln sollten, bis er zurückkehre.

Dieser Streifzug der Räuberbande von Suleimankieu fiel in die Tage, in denen auch meine Schwadron den Befehl erhalten hatte, den Räuberhauptmann mit seiner Bande in Suleimankieu auszuheben. Trotzdem ich den Überfall auf Suleimankieu ganz im geheimen und mit größter Vorsicht vorbereitet hatte, war doch Ahmed von seinen Spionen augenscheinlich benachrichtigt worden, denn, wie ich später feststellte, war er während der zwei Tage, die meine Expedition in Anspruch nahm, stets in meiner Nähe gewesen.

Es war ein außerordentlich beschwerlicher Marsch, für Kavallerie eigentlich ganz unsinnig, den ich auf Suleimankieu durch das Dickicht des Urwaldes unternahm. Mit meinen etwa 40 Mann, die ich mitgenommen hatte, gelangte ich gegen Sonnenuntergang erst in die Nähe von Suleimankieu. Hier griff ich einen alten Türk auf, den ich mit vor gehaltinem Revolver zwang, mich zu orientieren. Ich erfuhr, daß das Gehöft Ahmeds auf steilem Hügel liegt und mit einem außerordentlich festen, hohen Bretterzaun um-

geben sei, von dem aus Ahmed sich zum mindesten längere Zeit gegen jeden Angreifer halten konnte. Ich rückte nun noch einige Kilometer vor und fand eine kleine Waldwiese, auf der ich zu bewältigen beschloß. Von hier aus konnte ich bereit den Hügel sowie den Dachfürst des Ahmedischen Besitzes sehen. Ich wartete nun vollständige Dunkelheit ab und unternahm dann mit einem anderen Offizier und einem der türkischen Sprache mächtigen Unteroffizier eine Schleichpatrouille gegen den Sitz des Räuberhauptmanns, um meine Dispositionen für den Angriff in der Morgenfrühe treffen zu können. Es war ein unbeschreiblich mühsamer Weg, den wir den Berg hinauf zurücklegen mussten. Gelehrte und Hände verkrachten uns die Dornen der Schlingengewächse, bis wir endlich oben waren. Durch die Riesen des Bretterzauns gewährte ich im oberen Stockwerk eines größeren Gebäudes ein Licht. Es kam aus einem Zimmer, in dem sich, nach den Schatten am Fenster zu urteilen, mehrere Personen bewegten. Ahmed Effendi schien also zu Hause zu sein und Gäste bei sich zu haben. Wir umschlichen das Gehöft und fanden auch den Torweg, der den Eingang bildete. Hier kauerten wir uns nieder und versuchten zu beobachten, was da drinnen vorgehen würde. Da kam von außen ein alter Mann direkt auf das Tor zu. Ich sprang auf, hielt ihm den Revolver entgegen und befahl ihm zu halten. Da riefte der Mann ungewöhnlich laut. In demselben Moment erlosch oben das Licht. Es war also dieser Husten ein Signal gewesen, daß Gefahr im Anzug sei. Nun mußten wir gewartig sein, daß Ahmed mit seiner Bande aus dem Gehöft heraus sich auf uns stürzen würde. Wir machten uns kampfbereit. Es geschah indessen nichts. So unheimlich dies auch war, wollten wir uns selbst überzeugen, was in diesem Gehöft getrieben wurde. Mit vereinten Kräften gelang es uns, die kleine Tür im Tor zu öffnen. Wir sahen vor uns ein langgestrecktes Gebäude, dessen unterer Teil augenscheinlich Viehställe waren, darüber menschliche Wohnungen. Eine kleine hölzerne Freitreppe führte nach dem oberen Stockwerk. Diese Treppe stürmten wir hinauf und befanden uns auf einer hölzernen Galerie, auf die mehrere Türen mündeten. Die Tür zu dem Gemach, in dem wir das Licht beobachtet hatten, stießen wir ein und sprangen mit vorgetragtem Revolver mitten in das kleine Zimmer. Wir erwarteten nun einen leichten Kampf auf Leben und Tod im Dunkeln. Aber alles blieb still, nur leuchtender Atem von mehreren Personen war hörbar. Nun befahl ich dem Unteroffizier, Licht zu machen. Er riß ein Sündholz an und glühte das vorhin brennende Licht wieder an. Ein sonderbarer Anblick wurde uns zu Teil. An den vier Wänden des kleinen Zimmers hockten vierzehn vermußte Gestalten. Ich befahl diesen, sich sofort zu entkleiden. Sie blieben unbeweglich und ich mußte selbst Hand anlegen, indem ich der ersten Gestalt das sie verhüllende schwarze Tuch herunterriß. Aber, was war das? Ein Weib! Und nacheinander entschleierten wir vierzehn türkische Frauen, die angstvoll sitzend laut weinten. Da trat der alte Türke herein und sagte: "Verzeiht mir die Herten! Diese unglücklichen Weiber sind die Frauen der Mitglieder der Ahmedischen Bande. Ihre Männer sind seit vier Tagen fort und jeden Abend sicken sie hier und warten angstvoll auf Nachricht von ihren Männern." Da fragte ich: "Wer ist die Frau Ahmeds?" Ein junges bildhübsches Weib warf sich mir zu Füßen und rief weinend: "Den, den, Effendi! („Ich, ich, mein Herr!“) Ich flehe um Gnade, nicht für mich, aber für meinen Mann Ahmed!" Ich konnte der Unglücklichen darauf nichts erwidern, denn wenn er gefaßt wurde, so war ihm der Tod durch den Strang sicher. Und noch in derselben Nacht fingen wir Ahmed mit seiner Bande ab. Sie wurden alle dem Kriegsgericht in Tyrnowo überliefert und zum Tode am Galgen verurteilt.

Die junge bildhübsche Frau Aischeh und ihre Leidensgenossinnen warteten weiter in Suleimankau auf ihre Männer.

Schwan.

Von Deßdorff Koszolanyi.

Ich veröffentlichte hier etliche Aufzeichnungen über meinen Hund namens „Schwan“.

Einige nähere Daten: er ist ein ungarischer Schäferhund, weiß, eine Rüde. Er bellt mit Baritonstimme. Zählt drei Jahre, steht also im besten Mannesalter.

Er ist ferngehend, doch bedauere ich ihn unentwegt.

Vor allem ist er farschichtig, wie jeder Hund. Sodann leidet er an bartnägiger Schlaflosigkeit, schliefst immer nur für fünf Minuten die Augen, sein aufgewühltes aufgepeitschtes Nervenleben läuft, hört unablässig, ahnt Böses, ist voll Verdacht; er leidet an Verfolgungsphantasie und ist Tag und Nacht im Dienst.

Jene, die Hunde für gemütlische Tiere halten, mögen bedenken, daß ein feinfühliger veranlagter Mensch längst in ein Sanatorium gestellt worden wäre.

Seine Intelligenz mag in der Hundesellschaft der eines Bayern entsprechen. Er hat also einen natürlichen Verstand, macht auftreffende Bemerkungen, hängt an der Erde, die ihm gehört, ist treu, redlich und außerdem ist er gern. Ja, sogar äußerst gern. Oft lage ich ihm, er freße wie ein Tier.

Es gibt auch kompliziertere Hundeleben. Der Jagdbund mit seinem Selbstbewußtsein und seiner Freundschaft entspricht der Mittelklasse, der Wolfshund aber, der den Kopf hochträgt, alles weiß und sieht, gleicht einem im öffentlichen Leben stehenden, sehr vorreitenden Aristokraten von makellosem Charakter. Wolfshunde duellieren sich sicherlich sogar.

Aber ich liebe sie trotzdem.

„Schwan“ wurde hier in seiner Umgebung zum Großländer. Einen seiner Zwillingsschwestern verlor ich in die Provinz; dieser wurde auf die Heide verbracht und dort erzogen. Was für ein anderer Hund ist aus dem geworden! Er ist wild durch den Garten, sichtlich die Jähne heißt die Bauernkinder. Ist schwer ein Ur-Hund.

„Schwan“ aber lebt im Jahrhundert des Dampfes und der Elektrizität. So oft die elektrische Klingel am Tor tönt, bellt er. In seinem logischen Gehirn stellt er mit Hilfe des Syllogismus fest, daß fremde Menschen zu Klingeln pflegen, und er identifiziert das Klingeln mit der Gefahr. Wenn also die Klingel bellt, so bellt auch er. Er verläßt sich auf die Klingel, die ihm gegenüber einen niedrigeren Aushilfsdienst verrichtet, wie etwa in Bezug auf den ersten Vorherr der zweiten Vorherr. Er bellt auch, wenn ich um ein Glas Wasser Klinge. Wenn hingegen jemand ohne zu Klingeln eintritt, läßt er nicht. Er ist sehr redlich. Glaubt nicht das die Menschen etwas Böses im Schilde führen könnten. Ist der Knabe die Menschen seien ebenso anständige Kerle wie die Hunde.

Ich bitte jene geehrten Herren Einbrecher, die mir ihren Besuch abschaffen, nedenken, die Freundschaft zu haben, vorher zu Klingeln.

Aber auf einige Leute ist „Schwan“ doch schlecht zu sprechen: harmlose Bassanten, an denen ich nichts Besonderes bemerke. Dies bellt er Tag für Tag konsequent an. Seinem Protest wohnt eine tiefe Überzeugung inne. Offenbar gefällt ihm das Gesicht dieser Leute nicht. De gustibus non est disputandum.

Seinem Bellen eignet ein bestimmter Rhythmus. Insbesondere das Ende ist amüsant. Der Gegenstand seines Zornes hat sich bereits entfernt, doch scheint „Schwan“ infolge des Mechanischen der Ausdauer nicht aufhören zu können, er läßt nach dem Wufausbruch noch einige Mal, als Draufgabe, nur ganz nebenbei, bei weitem nicht mehr so leidenschaftlich wie vorhin, aber mit außerordentlicher Sorgfalt. Wahrscheinlich erfordert dies die Abgerundetheit des Stils, sein Schönheitsgefühl, sein künstlerisches Gewissen, das mit einem Schwan das Bellen beendet, wie der Schriftsteller den Satz.

So oft ich dies höre, lache ich auf. Er aber kroßt sich behaglich weiter, weil ich sein Werkstattgeheimnis entdeckt habe.

Ich suchte ihm lange eine Gattin. Ein begeisterter Hundezüchter meldete sich bei mir; er selbst hatte wohl keinen weiblichen ungarischen Schäferhund, empfahl mir aber einen.

„Der Ministerialrat X. besitzt einen“, sagte er.

„Aber der arme X. ist doch voriges Jahr gestorben“, antwortete ich.

„Tut nichts“, meinte der Hundezüchter. „der Hund lebt wahrscheinlich noch.“

Da erkannte ich, was ein echter Hundezüchter ist.

Ich selbst halte noch nicht so weit vorbringe, aber viel Zeit mit „Schwan“. Ich lebe ihm zu, was er treibt, staune darüber, daß er nichts tut. Er steht, sitzt, liegt, und dann steht er wieder, sitzt, liegt. Seine Hauptbeschäftigung besteht darin, daß er ist. Inzwischen vergeht sein Leben. Und das meine? Und das unsere? Tun wir nicht so töricht! Geben wir zu ihm in die Schule der Demut!

In den Minuten, Viertelstunden der Verzögertheit, wenn wir, ich und mein Sohn ihn betrachten, mit gleichen Interessen, lagen wir nichts, doch mag ein Gedanke in unseren Köpfen sich tummeln, so feine Nuancen der Ablungen und Gefüle, tiefe Gedichte, die sofort entzünden, sobald wir sie in Worte fassen wollen. Es mag von ungefähr der Gedanke sein: Warum sind wir auf der Welt?

Einstmal wurde „Schwan“ telefonisch zu einer Hundeausstellung eingeladen. Man kannte bereits seinen Namen, Meinen dagegen nicht genau. Ich mußte Namen und Beruf des „Besters“ angeben. Damals erfuhr ich, daß ich in einer gewissen Relation nur ein „Beiger“ bin. Meine Eitelkeit aber belam eine gute Lektion. Es gibt Leute, die „Schwans“ literarisches Wirken besser kennen als das meine.

Auf der Ausstellung lieb er den ganzen Tag den Kopf hängen. Als ich ihn am Nachmittag besuchte, freute er sich über mich nicht wie sonst, blickte mich vorwurfsvoll an, warum ich ihn denn hierher gebracht habe, warum ich einen loschen Schabernack mit ihm treibe. Er war verwirrt, rang mit Lampenfieber und ist ganz bestimmt auch erzöt. Doch konnte man dies nicht sehen, denn sein schönes Gesicht ist von weißem Haar bedeckt.

Überhaupt: das öffentliche Auftreten ist nicht sein Fall. Ich weiß, daß er mir auch diese Skizze niemals verzeihen wird.



* „Aus einer alten Handwerksburgerschule“. Eine Geschichte von Heimat, Werden und Wirken. Von H. Lange. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Es ist die Geschichte eines Werdenden in einer werdenden Welt. Einfach und warm schildert Lange die Heimatjahre in der Lüneburger Heide. Als Höhepunkt ist er bei Wind und Wetter draußen. Aus der Unendlichkeit der Landschaft wächst das Sehnen des Menschen nach der Weite. So treibt es ihn nach Beendigung seiner Lehrzeit als Drechsler hinaus in die Welt, auf die Wanderschaft. Mit merkwürdigen Menschen kommt er in Berührung, mit Kunden und Meistern, Kunstschnürlern und Travestien, aber immer bleibt er sich selbst treu. Ein Lebensweg von seltener Geschlossenheit tritt uns hier entgegen. Der Wille ist stark, die Verhältnisse sind oft stärker, aber immer bleibt der Schwimmer oben im Strom des Lebens. Ein warmes Herz und seiner Humor helfen ihm über alles hinweg.

* Claude Anet: „Lydia Sergiowna“. Roman. Autorisierte Übertragung aus dem Französischen von Georg Schwarz. Mit einem Vorwort von Grete Urbaniky. (C. Weller u. Co., Verlag, Leipzig.) Wer Ariane lieb gewonnen hat — und das sind alle, die diesen ersten ins deutsche übersetzten Roman Anets gelesen haben — wird auch Lydia, diese entzückende Tochter eines russischen Aristokraten, lieb gewinnen. Dieser neue Roman von Claude Anet entwickelt aus eigenem Erleben und in meisterhafter, tendenziöser Darstellung die Auflösung der bürgerlichen Gesellschaft von Petersburg unter dem Druck der russischen Revolution. Es ist der Roman der russischen Seele mit all ihrer Passivität, mit ihren Impulsen und Verlockungen, die Unordnung und Anarchie ihr bieten — es ist der Roman der unergründlichen russischen Frau. — Claude Anet ist übrigens das Pseudonym, unter dem der Schweizer Jean Schovser aus dem Kanton Waadt seine Werke in französischer Sprache, seiner Muttersprache, erscheinen läßt. Der Autor lebt jetzt ständig in Paris und war während des Krieges als Korrespondent einer Pariser Zeitung in Ruhland tätig. Es gelang ihm, dort auch während der Revolution trotz aller Gefahren und Verfolgungen auszuharren. Mit bewunderungswürdiger Objektivität hat er später in einem vierbändigen historischen Werke seine Eindrücke über die Umnutzung in Ruhland aufgezeichnet. Die künstlerische Gestaltung dieses ungeheuren Erlebens, dessen Zeuge der Dichter war, ist das obige Buch, die Übersetzung seines Romans „Quand la terre trembla“.

* Giovanni Pavini: „Ein fertiger Mensch“. Ein Bekennnisroman. (Allgemeine Verlagsanstalt München.) Das erschütternde Dokument einer einsamen und wilden Jugend. Nie wurde eine stärkere Beichte des suchenden und schaffenden Menschen geschrieben. Mit unerhörtem Schwung berichtet Pavini von Wünschen und Enttäuschungen, von den Hoffnungen und dem Niederbruch eines Menschen, der alles sein wollte und nichts erreichte. Es ist nicht nur die Selbstbiographie des Verfassers, sondern ein spannender Roman, in dem das Streben und Ringen der ganzen Generation unserer Zeit dargestellt wird. Es ist der Kampf des intellektuellen Menschen mit dem Wissen der Jahrtausende, der Versuch, in übermenschlicher Größe geistig die Welt zu beherrschen, ein Versuch, der an seiner inneren Unmöglichkeit scheitern muß. Mit äußerster Selbstverleugnung schildert er die Entwicklung seiner Seele.

* H. Dupuy-Mazuel: „Das Mirakel der Wölfe“. Übersetzt von N. Collin. (Kurt Ehrlich Verlag, Berlin SW 61.) Der Roman, dessen Verfilmung einer der größten Welterfolge gewesen ist, führt mitten hinein in die wilden Räume Louis VII. von Frankreich mit seinem Vetter, Karl dem Kühnen von Burgund. Eine entzückende Liebesgeschichte der Halbpolin Jeanne Fouquet, Louis Tochter, und dem Milchbruder Karl des Kühnen entpünkt sich inmitten der furiosen Handlung. Das berühmte „Mirakel der Wölfe“ errettet schließlich Jeanne aus höchster Gefahr.

= Tschaikowski. Von Max Steiniger. (Verlag von Ph. Reclam jun., Leipzig.) Als 38 Bändchen der „Musiker-Biographien“ erschien diese Biographie Tschaikowski, für den ja in Deutschland stets lebhaftes Interesse gewesen ist. Seine Klavierstücke und Lieder, sein Klavier- und Violinkonzert, das große „Klavier-Trio“ und vor allem die Sinfonien und sinfonischen Dichtungen erfreuen sich noch immer großer Beliebtheit. Nicht nur der Komponist, auch der Mensch Tschaikowski fand in Max Steiniger einen berufenen Chronisten. Genaue Kenntnis der Tschaikowski'schen Werke sowie ein sein-psychologisches Einfühlungsver-

mögen befähigten Steiniger, das Schaffen des russischen Dichters im Zusammenhang mit dessen eigenartigem Seelen- und Triebleben in der rechten Weise zu beleuchten.

* Dr. Oskar Döring: „Bodo Ebbardt, ein deutscher Baumeister“. (Burgo Verlag Berlin-Grünewald.) In sehr gediegener und geschmackvoller Ausstattung erscheint zum erstenmal ein reich illustriertes Werk über einen Künstler, der während der Regierung Kaiser Wilhelms II. viel von sich reden machte, aber auch scharfen Anfeindungen ausgesetzt war. Mancher wird vielleicht glauben, daß dieses Prachtwerk mit seinen Abbildungen restaurierter Burgen und seinem ganzen romantischen Rittergeschäffel ein wenig post festum läge. Bahnhofshallen, Fabriken, sachlich angelegte Wohnhäuser und Hochbauten sind uns heute wichtigeren Aufgaben als die historisch echte Wiederherstellung der Hohenzollernburg oder der Festung Coburg. Rückwärts schauende Romantik ist immer Fälschung des Zeitgeistes, und Bodo Ebbardt hat auch bei selbständigen Entwürfen keinen Versuch gemacht, über die traditionellen Stilformen hinauszutreten. Mehr als der Künstler interessiert der Forscher Ebbardt, und sein Name wird als der eines hervorragenden Kenner des Burgenwesens stets mit Anerkennung genannt werden müssen. Besonders wertvoll ist sein Buch über die Burgen Italiens. Eine Reihe Ebbardt'scher Zeichnungen nach — glücklicherweise nicht ausgebauten — Ruinen verrät eine flotte Künstlerhand. Die dem Buche obklavierweise angefügten Karikaturen aus Witzblättern bringen die einzige kritische Note in dem Lobgesang des Verfassers

W. W.

* „Handbuch der englischen Grammatik“. Von Prof. Dr. M. Deutschbein Prof. Dr. H. Mutschmann und Studienrätin Dr. H. Eider. 280 Seiten. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Für den englischen Unterricht ist in dem vorliegenden Werk ein vortreffliches Handbuch erschienen, das dem Lehrer eine theoretisch-wissenschaftliche Orientierung und zugleich eine Vorbereitung für den praktischen Unterricht gibt. Es macht die neuesten Ergebnisse der Sprachwissenschaft für die Schule nutzbar. Professor Mutschmann schrieb die theoretische und praktische Darstellung des Phonetik. Professor Deutschbein die wissenschaftliche Grundlegung der Satzlehre, Studienrätin Dr. Eider die praktische Darbietung der Satzlehre für den Unterricht.

* „Der Goldwert der Papiermark für die Jahre 1918 bis 1923“. Die Umrechnung der Papiermarkbeträge von Nachriegshypothesen in Goldmark erfordert eine recht umständliche und zeitraubende Arbeit. Aus der soeben erschienenen Broschüre „Der Goldwert der Papiermark für die Jahre 1918 bis 1923“ ist sofort jeder Goldmark- und 25prozent Aufwertungsbetrag von nach den im Aufwertungsgesetz vom 16. Juli 1925 festgelegten Wertsätzen abzulegen. (Verlag „Die Aufwertung“ Berlin W. 57.)

* „Vom deutschen Sprachunterricht in der Schule und von deutscher Erziehung und Bildung überhaupt“. Von R. Hildebrand. Neu herausgegeben von Studiendirektor Professor W. Oppermann. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Dem eigentlichen Werk voraus geht eine wertvolle biographische Einleitung aus der Feder des Herausgebers. Abgeschlossen wird es durch ein Verzeichnis neuerer Schriften über die deutsche Sprache, die Hildebrands Ziele verfolgen. Die vorliegende wohlfühlende Ausgabe ist besonders geeignet, das Buch des unvergänglichen Sprachmeisters weitesten Kreisen zugänglich zu machen.

* Fred Nelius: „Brunft“. Ein „Weiber-Hirsch“-Roman. (Verlag von Grunow u. Co., Leipzig.) Ein lebenswarmes, von pochendem Blutstrom durchpulstes Buch. Der Kampf des vornehmen ehrenstolzen Mannes gegen den überschäumenden Urtrieb ... gegen zersehende Sinnlichkeit ... gegen lästerliche Phantasie. Ein heftiges Thema — dezent und mit Geschid gefaßt. Allen denen, die die Gesellschaftsschilderung lieben ... deren Herz nach Jagd und Reiten steht, sei es ganz besonders warm empfohlen.

* „Das große Buch der Patienten“. Enthaltend über 100 Patienten-Spiele und einige leichtere Kartenspiele. Mit Illustrationen von Willi Hermann. (Hugo Steinig Verlag, Berlin W. 35.) Die Spiele sind klar und fablich erklärt, so daß jeder, der das Patientenlegen erlernen möchte, oder als wohlbekannte Kunst liebt und übt, das Werk als willkommene Gabe begrüßen wird.

* „Neues medizinisches Fremdwörterbuch für Schwestern, Samariter, Krankenpfleger, Krankenassistenten, Heilgehilfen und Laien“ von Dr. med. Wilh. Kühn. (Verlag Krüger u. Co., Leipzig.) Das Werk soll dem Nicht-mediziner eine Brücke zum Verständnis der Wissenschaft schlagen, es bringt außerdem deutsche Ausdrücke, die häufig einer Erklärung bedürfen, weil sie dem Denkvermögen fremd sind oder nicht eindeutig verständlich vorkommen.